Zur Entstehung

von

Goethes „Hermann und Dorothea“.*)

Cholevius hat in seinen Erläuterungen zu Goethes H. und D. sich bemüht, den Inhalt dieses Werkes sowie auch die künstlerische Gestaltung desselben in enge Verbindung mit den Gedanken und Vorstellungen zu bringen, durch welche der Dichter zu der Zeit, als das Epos entstand, bewegt wurde. Es hat diese Untersuchung freilich nicht solche Resultate haben können, die sich mit dem vergleichen lassen, was Goethe selbst in Wahrheit und Dichtung über die Entstehung der meisten seiner Jugendwerke erzählt hat. Kein Zweifel: Hätte G. die Geschichte seines Lebens fortgesetzt, wir würden über das, was ihn zur Schöpfung des Werkes veranlasst hat, mehr wissen, als jetzt. Es ist ja das Gedicht eine der reifsten Früchte, die in des Meisters Entwicklung gezeitigt sind, und es ist deshalb mit erstaunlicher Schnelligkeit niedergeschrieben worden. Trotzdem aber wird man schwerlich annehmen können, dass den Dichter der Stoff so erfüllt hat, wie z. B. der, welcher dem Romane »Werthers Leiden« zu grunde liegt, den er auf die Nachricht von Jerusalems Selbstmorde in vier Wochen zu Papier brachte, und »dem er all die Glut einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zulässt.« Kaum wird G. über der Arbeit am Gedichte, die ja eine längere Unterbrechung erlitt, Sonne, Mond und die lieben Sterne vergessen haben, wie über den Götz, zu dessen Ausarbeitung er nicht mehr als sechs Wochen gebrauchte. Dennoch sind die Ergebnisse von Cholevius Untersuchung nicht unbedeutend. Dieselbe fusst auf folgender Aeusserung Goethes: »Die Unterhaltungen der Ausgewanderten und die Aufgeregten seien

*) Die vorliegende Arbeit trifft mit der von Albert Bielschowsky (Die Urbilder zu Hermann und Dorothea, Preussische Jahrbücher Bd. LX. Heft 4), sowie mit der von A. Huther (Ueber die realistischen Elemente von Goethes »Hermann und Dorothea«, Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht, 2. Jahrgang 1. Heft 1888) in einigen Punkten zusammen. Ich habe aber trotzdem diese Punkte nicht unterdrückt, weil meine Begründung von den dort gegebenen sich unterscheidet, da die genannten Aufsätze erst nach der Vollendung des vorliegenden zu meiner Kenntnis kamen. Schon darin liegt, dass dieselben durch meine Arbeit in keiner Weise entwertet und überflüssig gemacht sind; zudem befinde ich mich vielfach im Gegensatze zu den dort dargelegten Ansichten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ebensoviel Bekenntnisse dessen gewesen, was bei den der französischen Revolution folgenden Ereignissen in seinem Busen vorging, späterhin sei H. und D. noch aus derselben Quelle geflossen, welche dann freilich zuletzt erstarrte.« Hatte man vorher den Brunnen, bei dem H. und D. sich finden, mit dem in W. und D. erwähnten Lindenbrunnen bei Frankfurt verglichen und in dem Landstädtchen selbst Ilmenau zu finden geglaubt, wo G. im Gasthaus zum goldenen Löwen einzukehren pflegte und sich «an der Harmonie erfreute, in der Gegend, Menschen, Klima, Thun und Lassen zu einander standen, wo bei einem mässigen, ökonomischen Streben das Handwerk überall zum Maschinenwerk überging, und die Abgeschiedenheit nicht einen grösseren Verkehr mit der Welt ausschloss«, wies Cholevius einmal auf Goethes eigene Wahrnehmungen und Erlebnisse hin, die sich in der Geschichte der Campagne in Frankreich und der Belagerung von Mainz niedergelegt finden, und welche im Gedichte verwertet worden sind, andrerseits fand er die sittliche und dichterische Stimmung des Epos schon in diesen Aufsätzen vorbereitet. Eine Wiederholung der einzelnen Punkte von Cholevius' Untersuchung ist hier unzulässig, nur eine auf die Art der Beweisführung zielende allgemeine Bemerkung muss ich hier wiederholen, da ich dieselbe auch für die folgenden Behauptungen beachtet zu sehen wünsche:

»Jeder einzelne Umstand, der an ein Moment des Idylls erinnert, könnte für sich nur einen zufälligen Anklang zu enthalten scheinen, doch ist es unmöglich ein Zufall, dass sich so vieles Aehnliche aus derselben Zeit und in demselben Buche beieinander findet. Eine genauere Uebereinstimmung muss man nicht erwarten; denn der Dichter greift, ohne sich an eine chronologische und örtliche Folge zu binden, in seine Erinnerungen zurück, stellt das Entlegene zusammen, verändert und veredelt das Einzelne, bis alles zum poetischen Gebrauche geeignet ist.«

Es lassen sich nun noch andre Beziehungen zwischen H. und D. und den Erlebnissen Goethes nachweisen. Gerade bei einem Werke, welches wie dieses Gedicht das wirkliche Leben zum Gegenstande hat, wäre es zu verwundern, wenn ausser dem von Cholevius Nachgewiesenen nicht noch anderes im Leben des Dichters sich finden liesse, was dieser bewusst oder unbewusst verwendet hat. Glaubte doch des Dichters Mutter selbst ihr Bild in Elisabeth, Goetzens treuer für das Wohl und das Behagen des Gatten lebenden Frau, die heiteren Temperaments ihren Lebensmut auch in Nöten und Gefahren nicht aufgiebt, wiederzuerkennen, ein Vergleich, zu dem ausser diesen, gewiss vielen Frauen anhaftenden Charakterzügen sich mir kein weiterer Anlass zu bieten scheint. Es ist mir dagegen in W. und D. eine Reihe von Stellen aufgefallen, welche eine Vergleichung mit H. und D. geradezu herausfordern, und die ich im Folgenden besprechen werde. Dass Hermanns Eltern in einigen Stücken Goethes eigenen Eltern gleichen, hat Düntzer angemerkt, und Cholevius hat diesen Gedanken weiter ausgeführt, ohne ihn jedoch zu erschöpfen, so dass ich auf diesen Punkt weiter unten zurückkehren muss.

Um mit dem weniger Wichtigen, nämlich dem Schauplatze, auf welchem die Ereignisse des Gedichtes sich abspielen, zu beginnen, so ist das Städtchen in die Nähe des Rheines gelegt. Rheinische Luft ist es, die wir atmen, Sitten und Gewohnheiten der Rheinländer werden den Personen beigelegt, die Poesie des freieren, ungebundeneren, geselligeren Lebens in den Rheinlanden, welche G. selbst in seinen Knaben- und Jünglingsjahren reichlich genossen hat, finden wir in H. und D. wieder. Wie sehr des Dichters Herz an der Natur der Heimat hing, zeigen am klarsten seine Worte (W. und D. 21,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

102 b. Hempel) bei dem Lobe eines Bildes von Swanefelt, das er als Student in Dresden bewunderte: »Denn gerade Landschaften, die mich an den schönen, heiteren Himmel, unter welchem ich herangewachsen, wiedererinnerten, die Pflanzenfülle jener Gegenden, und was sonst für Gunst ein wärmeres Klima den Menschen gewährt, rührten mich in der Nachbildung am meisten, in dem sie eine sehnsüchtige Erinnerung in mir aufregten.« So ist nichts natürlicher, als dass G. in H. und D. die Reize des rheinischen Landes mit herzlichem Anteile schildert, und dass diese aus der Fantasie geflossenen Schilderungen an die in W. und D. enthaltenen, welche auf der Wirklichkeit beruhen, erinnern. Man wird darauf kein Gewicht legen, dass in H. und D. eine Landschaft auf dem rechten Ufer des Rheines gemeint ist, und nur einmal beiläufig des »überrheinischen Landes, des schönen« (1,10) gedacht wird, während in W. und D. die landschaftlichen Reize besonders des Elsass gepriesen werden — denn für die dichterische Verwertung der Naturschönheiten macht das nichts aus. Die Fruchtbarkeit des Thales wird gleich im ersten Gesang (v. 12) erwähnt, und bei dem Gange der Mutter durch ihr Besitztum wird fast umständlich die üppige Vegetation des Gartens, des Weinbergs und des Saatfeldes geschildert (4, 10—50). Wie ergiebig das Elsass an mannigfachen Früchten ist, erwähnt G. in W. und D. öfters, so gleich als er am ersten Abend des Strassburger Aufenthaltes vom Münster aus das »weite, reiche Land überschaut, den auffallenden Reichtum der Vegetation, das nördliche Land von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten, die überall ein schnelles Wachstum begünstigen, alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend« etc. (21, 132). Dazu stimmt ferner, um von anderen Stellen abzusehen, dass er von den Eindrücken einer angenehmen Fahrt nach dem oberen Elsass »die fruchtbare Gegend zwischen Colmar und Schlettstadt« hervorhebt (22, 48), »wo possierliche Hymnen an Ceres ertönten, indem der Verbrauch so vieler Früchte umständlich auseinandergesetzt und angepriesen wurde.« Wie das liebende Paar im Gedicht (8, 7 ff.) bei der Rückkehr vom Dorfe durch die Felder zur Stadt sich am hohen, wankenden Korn, an der Schönheit des Mondlichtes in der warmen Sommernacht, an dem Kontrast der schwarzen Gewitterwolken zu dem noch klaren, unverhüllten Teile des Himmels erfreut, so empfindet auch Goethe in der Nähe der geliebten Friederike diese und ähnliche Reize der Natur doppelt. »Ernsthafter jedoch,« heisst es in W. und D. (22, 20) »und herzerhebender war der Genuss der Tages- und Jahreszeiten in diesem herrlichen Lande. Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu geniessen. Monate lang beglückten uns reine aetherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Tau getränkt hatte, und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, türmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen oft Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte.« Weil das Rheinland Schauplatz der Erzählung ist, wird natürlich des Weines mehrfach gedacht. Der Wirt und seine Gäste geniessen ihn aus den »grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins« (1, 168), wie G. mit anderen jungen Gesellen auf dem hohen und breiten Altan des Münsters mit gefüllten Römern die scheidende Sonne begrüssen (21, 185). Charakteristisch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber für das Rheinland ist der Jubel der Weinlese. Diese ausführlicher zu schildern ging im Gedicht nicht wohl an, da die Handlung in die Zeit, wo das Korn reif ist, fällt. Dennoch hat der Dichter einige Züge derselben auf das Glücklichste verwertet. Die Art, wie er das Grundstück des Wirtes schildert, ist mit Recht gepriesen worden, weil sie sich anlehnt an den Gang der den Sohn suchenden Mutter, das Nebeneinander also in ein Nacheinander verwandelt wird. Damit nicht genug; der Dichter weiss das Allgemeine auf das Glücklichste zu individualisieren. Im Garten nimmt die Mutter im Vorbeigehen vom Kohl einige Raupen weg und rückt die Stützen der Obstbäume zurecht (Gegenwart). Bei der Pforte und bei dem Birnbaume wird gleichsam ein Rückblick auf die Vergangenheit derselben geworfen. Im Weinberge malt sich die Mutter die Zukunft aus, wie die edleren Trauben gereift den Nachtisch der Gäste zieren, und wie die Weinlese, »die schönste der Ernten, durch den Jubel der ganzen Gegend beim Lesen und Keltern der Trauben und durch Feuerwerk an allen Orten und Enden geehrt wird«. Diese Freuden hatte G. als Knabe jährlich zu geniessen bequeme Gelegenheit gehabt, da sein Vater einen Weinberg vor dem Friedberger Thor besass. So steht in W. und D. (20, 145) eine Schilderung der Weinlese mit denselben Zügen: »Nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbstes war aber doch zuletzt die Weinlese das Lustigste und am meisten Erwünschte; ja es ist keine Frage, dass, wie der Wein selbst den Orten und Gegenden, wo er wächst und getrunken wird, einen freieren Charakter giebt, so auch diese Tage der Weinlese, indem sie den Sommer schliessen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Lust und Jubel erstreckt sich über eine ganze Gegend. Des Tages hört man von allen Ecken und Enden Jauchzen und Schiessen, und des Nachts verkünden bald da bald dort Raketen und Leuchtkugeln, dass man noch überall wach und munter diese Feier gern so lange als möglich ausdehnen möchte. Das Städtchen in H. und D. liegt nicht am Rheine selbst. Dass trotzdem der gewaltige Strom öfters erwähnt wird, ist in den politischen Verhältnissen begründet, welche den Hintergrund zu der Handlung abgeben. Denn die Personen sehen ihn als Schutzwehr gegen die Franzosen an, von der man bald hofft, dass sie sich als unüberschreitbar bewähren wird, bald aber auch das Gegenteil fürchtet. Aehnliche Gedanken kann man selbstverständlich in W. und D. nicht suchen. Dass aber die Eindrücke des Wirtes:

»Wie begrüsst ich so oft mit Staunen die Fluten des Rheinstroms,
Wenn ich reisend nach meinem Geschäft ihm wieder mich nahte,
Immer schien er mir gross und erhob mir Sinn und Gemüte« —

Goethe selbst in seiner Jugend erfahren hat, bedarf keines Zeugnisses. Immerhin ist es einigermassen auffallend, dass er in seiner Erzählung über den ersten Anblick des Stromes bei Gelegenheit einer Reise durch den Taunus noch vor dem Leipziger Aufenthalt schnell hinweggeht (21, 13), während er, als er später von Ems aus zweimal, zuerst allein, dann mit Lavater und Basedow die Lahn hinab in den Rhein einfährt, »des bedeutenden Eindrucks des alten, des herrlichen Rheines« gedenkt (22, 104, 163). Die Lage des Städtchens selbst wird vom Dichter nicht genauer angegeben, wie mir scheint, aus dem Grunde, weil dieser gar nicht an eine bestimmte Ortschaft gedacht hat. Für die Vermutung, dass Ilmenau gemeint sei, lässt sich nichts beibringen, als dass G. wiederholt im goldnen Löwen dieser Stadt eingekehrt ist. Das freilich ist klar, dass die Geschichte, wie sie dargestellt ist, sich nur in einer kleinen Stadt denken lässt, und dass sie sich von diesem Hinter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

grunde schlechterdings nicht ablösen lässt. Hier berühren sich die einzelnen Familien mehr, einerseits zu gegenseitiger Freude und Förderung, andererseits jedoch auch zu grösseren Verdriesslichkeiten, als in bedeutenderen Städten; indes werden die letzteren im Gedicht, entsprechend der Art desselben, beim Neide des Apothekers über das moderne Haus des Kaufmanns, im Verhältnis Hermanns zu den Töchtern desselben Mannes und im Spotte, den der Wirt wegen seiner altfränkischen Tracht zu dulden hatte, nur gestreift. Ferner ist die Thätigkeit der Bewohner nicht allzusehr angespannt, sondern zwischen städtischem und ländlichem Treiben mitten inne stehend, bequem und behaglich, so dass ihnen zu regem, gegenseitigem Verkehre Zeit genug bleibt, zu welchem sie der Einfachheit des Lebens wegen sich angetrieben fühlen. Dies etwa sind die Elemente des Lebens in der kleinen Stadt, welches ja auch im Gedichte in der Person des Geistlichen einen Lobredner findet. Nachdem dieser dem rastlosen Streben des Grossstädters und der gleichmässig ruhigen Arbeit des Landmannes seine Anerkennung nicht versagt hat, fährt er fort:

»Und Heil dem Bürger des kleinen Städtchens, welcher ländlich Gewerb und Bürgergewerb paart. Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket. Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter, Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend Nachzustreben gewohnt sind, besonders die Weiber und Mädchen.«

Zu dem allen halte man nun folgende Stelle aus der Beschreibung der ersten Reise durch das Elsass (W. und D. 21, 187). »Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem frischen, jugendlichen Sinne ist der Zustand einer kleinen Stadt sehr gemäss; die Familienverhältnisse sind näher und fühlbarer, das Hauswesen, das zwischen täglicher Amtsbeschäftigung, städtischem Erwerb, Feld- und Gartenbau mit mässiger Thätigkeit sich hin und wieder bewegt, lädt uns ein zu freundlicher Teilnahme, die Geselligkeit ist notwendig, und der Fremde befindet sich in den beschränkten Kreisen sehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Misshelligkeiten der Einwohner, die an solchen Orten fühlbarer sind, irgendwo berühren«. Alles stimmt genau zum Gedicht, ohne dass ich deshalb behaupten wollte, G. habe wirklich dabei an Buchsweiler gedacht, denn die Uebereinstimmung erstreckt sich nicht auf individuelle Züge, zu denen man »die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten die paradiesische Gegend, die man bis zur Grenze des Gebirges vom Bastberge aus übersieht«, nicht zählen wird.

Von den Personen, welche diesen Schauplatz beleben, bespreche ich zunächst den Löwenwirt. Man wird einen Vergleich zwischen diesem und Goethes Vater nicht mit dem Einwande beseitigen können, dass zwischen dem kaiserlichen Rate der freien Stadt Frankfurt und dem Gastwirte eines Landstädtchens an einen Vergleich überhaupt nicht gedacht werden könne. Es versteht sich von selbst, dass bei so grundverschiedener Lebensstellung die Charaktere der beiden Männer sich nicht decken können. Für die Berechtigung des Vergleiches genügt es aber vollkommen nachzuweisen, dass der Charakterzug des Wirtes, der für die Anlage des Gedichtes, für die Verwicklung der Handlung, also für sein Verhältnis zu Hermann von Bedeutung ist, sich auch bei Goethes Vater findet; und man wird um so mehr geneigt sein, diese Verbindung zwischen der Dichtung und der Wahrheit anzunehmen, wenn man bedenkt, was G. selbst diesem Zuge im Wesen seines Vaters zu verdanken, was er aber auch unter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihm zu leiden gehabt hat. Es besteht dieser Zug, um Goethes eigene Worte zu gebrauchen, in »des Lebens ernstem Führen«. Der Wirt sowohl wie der Rat haben mit Kraft dem Ziele, das sie sich gesteckt, zugestrebt, sie haben eine geachtete und angesehene Stellung in ihrer Vaterstadt inne, besitzen ein schönes Vermögen, das ihnen eine behagliche Lage sichert, in welcher sie von keines Menschen Gunst abhängen, und sind sich dieser ihrer Unabhängigkeit und ihres Wertes wohl bewusst. Alles, was wir vom Wirte und über den Wirt hören, bestätigt das Gesagte, und es braucht nur an seinen Umgang mit dem Pfarrer erinnert zu werden, der trotz seines weiteren Gesichtskreises mit dem tüchtigen Manne gern verkehrt. Für den persönlichen Wert des Rates legt genügendes Zeugnis seine Heirat ab, denn da er aus wenig angesehener Familie stammte und sich durch Eigenwillen den Weg zu den städtischen Aemtern versperrt hatte, würde er schwerlich die Hand der um vieles jüngeren Tochter des Stadtschultheissen erlangt haben, wenn seine Person nicht des grössten Vertrauens würdig gewesen wäre. Die Sorgfalt, mit welcher der Wirt sein Geschäft und Hauswesen leitete, ist auch dem Rate eigen, von dem es heisst (20, 71): »Ihm fehlte keine der Eigenschaften, die zu einem rechtlichen und angesehenen Bürger gehören. Auch brachte er, nachdem er sein Haus gebaut, seine Besitzungen in jeder Art in Ordnung«. Beide sind also gute Hauswirte, die das Ihrige wohl zusammenzuhalten verstehen und unnützen Ausgaben abhold sind. Ungern vermisst z. B. Hermanns Vater den alten Schlafrock von echt ostindischem Stoffe, obwohl er unmodern ist, und er ihn nicht mehr trägt; und vom Leben im elterlichen Hause berichtet G. (20, 141): »Da mein Vater sich nicht leicht eine Ausgabe erlaubte, die durch einen augenblicklichen Genuss sogleich wäre aufgezehrt worden, — wie ich mich denn kaum erinnere, dass wir zusammen spazieren gefahren und auf einem Lustorte etwas verzehrt hätten, — so war er dagegen nicht karg mit Anschaffung solcher Dinge, die bei innerem Werte auch einen guten äusseren Schein haben«. Dazu stimmt der Hausbau, der vom Rate längst geplant, sofort nach dem Tode seiner Mutter ins Werk gesetzt wird. Wenn er nun auch dabei »um äusseres architektonisches Ansehen wenig bekümmert und nur um innere gute und bequeme Einrichtung besorgt war« (20, 12), so muss das Haus doch auch nach aussen hin stattlich erschienen sein, schon wegen der glänzenden Spiegelscheiben, welche »für die damalige Zeit eine Pracht« (cf. v. Loeper, 20, 255) an die Stelle der runden Gläser in den Fenstern des alten Hauses getreten waren, und welche der Rat so hoch schätzte, dass er bei einem Hagelwetter durch Aufreissen und Ausheben der Fensterflügel lieber die Zimmer dem Hagel und Regen, als die Scheiben der Zerstörung preisgab (20, 26). Diese Spiegelscheiben finden wir im Gedichte nicht dem goldnen Löwen, sondern dem Hause des Kaufmanns beigelegt, das im modernen Geschmack erbaut, die übrigen Häuser am Markte überstrahlt, selbst das Gasthaus und die Apotheke, welche doch »nach dem Brande die schönsten gewesen waren (3, 78 ff). Ein gleiches Schicksal erfährt auch das Goethesche Haus, denn als Wolfgang ungefähr 20 Jahre später — selbst der Zeitunterschied stimmt mit dem Gedicht, da die Handlung desselben 20 Jahre nach dem Brande der Stadt gesetzt ist — sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftigt, Elisabeth Schönemann als Frau in das elterliche Haus zu führen, scheint sie ihm zu der Einrichtung desselben nicht zu passen, »wo in einem neugebauten stattlichen Bürgerhause ein nunmehr veralteter Prunk gleichsam rückwärts die Einrichtung geleitet hatte (23, 39). Weder der Rat noch der Wirt haben freilich trotz guter Anlagen und anerkennenswerten Eifers das Ziel, was

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihnen eigentlich vorschwebte, erreicht. Welche nun diese Ziele gewesen sind, sieht man aus dem, was sie von ihren Söhnen verlangen, und wozu sie dieselben gern erziehen möchten. Das Verhältnis der Väter zu ihren Söhnen ist ein völlig gleiches und findet seinen Ausdruck in der Beobachtung in W. und D. (20, 27): »Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisiert zu sehen, so ungefähr, als wenn man zum zweiten Male lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte«, eine Stelle, mit welcher der »herzlichste Wunsch« des Wirtes zu vergleichen ist, »dass der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Bessrer« (3, 4). Der Rat bedauert es, durch eigene Schuld sich von der Verwaltung der freien Reichstadt ausgeschlossen zu sehen und strebt danach, dass sein Sohn auf tüchtige juristische Kenntnisse gestützt mit Hülfe der Familienverbindungen zur höchsten Stellung in Frankfurt emporsteigt. Auch der Wirt will, was die Ungunst des Geschickes ihm versagt hat, in Hermann erfüllt sehen; doch liegen bei ihm die Verhältnisse gerade umgekehrt. Seine Stellung als Wirt macht es eigentlich unmöglich, ihn in Zwiespalt mit der Gemeinde zu denken, auch schien es dem Dichter nötig, ihn möglichst zu heben, und so nimmt er ehrenvollen Anteil an der Leitung der Gemeinde, ist sechsmal Bauherr im Rate gewesen und schreibt sich ein wesentliches Verdienst um das schmucke Aussehen des Ortes zu. Dagegen ist er mit seinem Stande nicht recht zufrieden, so eifrig er auch seinen Berufsgeschäften sich hingiebt. Er fühlt, dass er höheren Aufgaben hätte gerecht werden können und sagt zu Hermann:

»Hätte mein Vater gesorgt für mich, so wie ich für dich that,
Mich zur Schule gesendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was andres, als Wirt zum goldenen Löwen.«

Einen ähnlichen Gegensatz finden wir zwischen Wolfgang und seinem Vater: Goethe berichtet darüber (20, 27): »Meinem Vater war sein eigener Lebensgang bis dahin ziemlich nach Wunsch gelungen; ich sollte denselben Weg gehen, aber bequemer und weiter. Er schätzte meine angeborenen Gaben um so mehr, als sie ihm mangelten; denn er hatte alles nur durch unsäglichen Fleiss, Anhaltsamkeit und Wiederholung erworben. Er versicherte mir öfters, früher und später, im Ernst und Scherz, dass er mit meinen Anlagen sich ganz anders würde benommen und nicht so liederlich damit würde gewirtschaftet haben.« Beide Väter sehen sich aber in ihren Erwartungen von ihren Söhnen getäuscht. An Ausdauer und Umsicht hat es keiner fehlen lassen, seine Pläne inbetreff des Sohnes zu verwirklichen. In wie umfassender Art der Rat die Erziehung und Bildung seiner Kinder betrieb, und welche Mühe er dabei auf sich selbst nahm, ist bekannt genug. So pedantisch und unbequem auch seine Methode sein mochte, — hat sich ja durch dieselbe der Vater das Herz der eigenen Tochter entfremdet — der Sohn hat dankbaren Sinnes das anerkannt, was er seinem Vater auch nach dieser Seite hin schuldig war. In dem beschränkten Umfange des Gedichtes, das überdem Hermanns Bildung in dieser Beziehung als schon abgeschlossen voraussetzt, war für eine eingehendere Schilderung der Erziehung nicht wohl Raum; doch beweisen jene kurz vorher angeführten Verse, wie auch das Auftreten des Vaters dem Sohne gegenüber im Gedichte selbst, dass derselbe das Seinige gethan hat, seinen Willen durchzusetzen. Die Methode der Erziehung musste dem verschiedenen Ziele entsprechend eine durchaus verschiedene sein. Da der Rat auf seinen eigenen Bildungsgang im ganzen und grossen mit Befriedigung zurückblicken konnte, so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schrieb er denselben im wesentlichen dem Sohne vor und behielt, soweit es irgend möglich war, den Unterricht desselben in der Hand, wozu ihm seine ganz unabhängige Lage Musse genug bot. Der Wirt dagegen hätte nicht einmal Zeit genug gehabt, sich mit der Ausbildung Hermanns eingehender zu befassen; da er aber ganz abgesehen hiervon diesen über seinen eigenen Stand hinausgeführt sehen wollte, musste er ihn Lehrern anvertrauen. In einem Punkte aber sind beide Väter einig: wie sie selbst sich mit Vergnügen an ihre Reisen erinnern und an die vielen, nachhaltigen Anregungen, die sie auf ihnen empfangen haben, so wünschen sie die gleichen Vorteile ihren Söhnen zu verschaffen. Immer wieder drängt der Rat darauf, Wolfgang solle nach Italien gehen, dessen Reize er genossen hat und nicht genug rühmen kann, und der Wirt sagt:

Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
Bald begeben und sehen zum wenigsten Strassburg und Frankfurt
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist. —

Aber freilich sind die Bemühungen beider Väter in ihrem Sinne wenigstens erfolglos. Der Rat mochte allerdings zuweilen meinen, wenn auch auf Umwegen, dennoch endlich zu seinem Ziele zu kommen, so z. B. wie er Wolfgang promoviert von Strassburg zurückkehren sieht. (22, 56: »Der Vater, in seinen verjährten Liebhabereien und Beschäftigungen ein zufriedenes Leben führend, war behaglich, wie einer, der trotz allen Hindernissen und Verspätungen seine Pläne durchsetzt.) Im Wirte wurden leere Hoffnungen nur durch die Mutter erregt, welche Hermanns dürftige Fortschritte in der Schule vor dem gestrengen Gemahl liebevoll zu entschuldigen suchte. Wenn aber auch beide Väter ihre Söhne nicht die Richtung in ihrer Entwicklung einschlagen sehen, die sie selbst gewünscht haben, wenn Wolfgang »mit einem Riss alle die siebenfachen Bastseile« zerreisst, mit denen ihn »sein Vater täglich mehr in die Stadt- und Civilverhältnisse einzuspinnen sucht, und wenn Hermann unähnlich dem Wirte sich auf das elterliche Haus und Gut beschränkt, so ist sicherlich doch durch die Art der Erziehung viel von dem trefflichen Sinne der Väter auf die Söhne übergegangen. Bei dem Dichter bedarf die Behauptung keines Beweises, und in Hermann wird man das tüchtige Wesen, den verständigen Ernst des Vaters nicht verkennen, so verschieden auch die Temperamente beider Personen sein mögen. Wie der Vater, so hält der Sohn fest, was er gewonnen hat, nicht beweglich ist er, rühmt der Pfarrer an ihm, und er selbst preist in der Schlussrede des Gedichts den beharrlichen und festen Sinn, der die Welt sich zu bilden imstande ist und nimmt sich vor, »nicht mit Kummer das Seine zu bewahren und sorgend zu geniessen, sondern mit Mut und Kraft«, gerade wie der Vater im ersten Gesange das Gespräch von den traurigen Bildern, welche der Zug der Vertriebenen geboten hat, ablenkt, damit nicht »die Furcht sein Herz beschleiche und die Sorge, die ihm mehr als selbst das Uebel verhasst ist«. Ihrer Vorzüge sind sich beide Väter wohl bewusst, und diesem Bewusstsein entspringt bei beiden die Neigung, Widerspruch schroff abzuweisen und heftig die eigene Meinung zu vertreten, so dass sie leicht ihren Widerpart verletzen. Der Wirt lässt sich durch seines Sohnes bescheiden geäussertes Bedenken, um eine Tochter des Kaufmanns zu werben, zu zornigen Worten hinreissen, so dass jener es vorzieht, das Zimmer zu verlassen, als den Vater durch eine Entgegnung noch mehr zu reizen. Zu ebenso heftigen Auftritten führte das leicht erregbare Temperament des Rates. Dieser gerät mit seinem Schwiegervater über Politik so aneinander, dass die Frauen nur mit Mühe eine Vermitte-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lung zustande bringen, eine Scene, welche von anderer Seite als eine noch viel leidenschaftlichere erzählt wird, als in W. und D. (cf. v. Loeper 22, 272). Hitzig, wie er ist, vergisst er sogar die Gebote der Klugheit und beleidigt in seiner Erregung über die vereitelte Hoffnung auf eine Niederlage der Franzosen den Königslieutenant in einer Art, die für ihn verhängnisvoll werden konnte. Nicht minder heftig begegnet er seinem Sohne. Als dieser von der Leipziger Universität krank zurückgekehrt war und nur sehr allmählich wieder in den Besitz seiner früheren körperlichen und geistigen Frische gelangte, »liess der Vater bei den Residuen der Krankheit und bei dem langsamen Genesen mehr Ungeduld, als billig sehen, ja anstatt durch Nachsicht ihn zu trösten, äusserte er sich oft auf eine grausame Weise über das, was in keines Menschen Hand lag, als wenn es nur vom Willen abhinge«. Als nun gar Wolfgang, durch den Verkehr mit Oeser in seinem Geschmack gefördert, einige schnörkelhafte Spiegelrahmen tadelte und gewisse chinesische Tapeten verwarf, dann sogar die Lage der Treppe in der Mitte des Hauses, wodurch es unmöglich gemacht war, die Stockwerke von einander abzuschliessen tadelte, geriet der Vater, aus dessen Kopf der Plan des Baues hervorgegangen war, »in unglaublichen Zorn, und es gab eine Scene, welche zwar wieder getuscht und ausgeglichen, doch die Abreise Wolfgangs nach Strassburg beschleunigte«. Ferner sind beide Väter sich darin ähnlich, dass sie, wenn auch leicht erregbar und heftig, sich auch leicht wieder begütigen lassen, so dass der innerste Kern ihres Wesens Herzensgüte ist, von der sie eine allzu starke Einwirkung auf ihre Handlungsweise fürchten, und die sie darum unter Schroffheit und Heftigkeit zu verbergen suchen. Was in W. und D. (21, 14) über den Rat gesagt wird: »Ein zwar liebevoller und wohlgesinnter, aber ernster Vater, der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüt hegte, äusserlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möge, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten«, gilt durchaus auch vom Wirt. Denn dieser lobt seine Frau, dass sie Hermann mit reichen Gaben zu den Vertriebenen gesendet hat, meidet aber selbst deren Anblick, der ihn schmerzen würde, ja er lenkt das Gespräch von der Schilderung des Jammers ab, offenbar, weil dieselbe ihn zu sehr rührt. Nichts ist ihm unleidlicher, als Thränen und Geschrei der Weiber, wohl deshalb, weil er weiss, dass er diesen Waffen gegenüber am wenigsten gerüstet ist. So will er auch am Ende des Gedichtes die erregte Gesellschaft verlassen, anscheinend im höchsten Grade verdriesslich, ja zornig, aber gleich darauf hat er selbst Mühe, seine Thränen zu verbergen, als Dorothea ihn um Vergebung für die angerichtete Verwirrung bittet.

Die Frauen der beiden in diesem Stück sich so ähnlichen Männer durchschauen diesen Charakterzug ihrer Gatten sehr wohl und wissen ihr Verhalten nach diesem einzurichten. Wenn wir zwischen der Wirtin und der Frau Rat eine Parallele ziehen, so können wir hier nicht die verschiedenen Vorzüge aufzählen, die beiden in ihrer Stellung als Gattin und Mutter anhaften; denn diese Eigenschaften teilen sie mit zu vielen ihres Geschlechtes, als dass dieselben für eine bewusste oder unbewusste Nachbildung des Dichters beweisen könnten, vielmehr kommen hier nur die Eigentümlichkeiten der Wirtin in betracht, die für ihre Stellung zu den übrigen Personen und für den Gang der Handlung im Gedicht bedeutungsvoll sind. Beide verstehen also, wie eben bemerkt, ihre Männer richtig zu behandeln, unangenehmes ihrer Kenntnis zu entziehen oder es zu mildern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dass sie dies in ihren eigenen Angelegenheiten gethan haben, dafür kommen weder in W. und D. noch in H. und D. Beispiele vor, ist aber an sich wahrscheinlich. Es entspricht vielmehr der ganzen Anlage des Gedichtes, dessen Hauptperson ja Hermann ist, dass die Mutter ihre vermittelnde Thätigkeit im Interesse des Sohnes mit Glück anwendet, ganz wie auch Frau Rat die Gegensätze zwischen ihrem Manne und ihrem Sohne geschickt und erfolgreich ausgleicht. Als Wolfgang eine Nacht ausserhalb des elterlichen Hauses in Gesellschaft von Gretchen und deren Bekannten zubringt, hat er dennoch »von dieser unschuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen zu empfinden«. »Denn,« so erzählt er (W. und D. 20, 184), »meine Mutter, deren Vermittlung uns immer zu Gute kam, hatte meine Abwesenheit des Morgens beim Thee durch ein frühzeitiges Ausgehen meiner zu beschönigen gesucht.« Als er von Strassburg heimkehrt, bringt er gleich bei seiner Ankunft die Mutter in den Fall »zwischen des Vaters rechtlichem Ordnungsgeist und seiner vielfachen Excentricität die Vorfälle in ein gewisses Mittel zu richten und zu schlichten.« Bei seiner das ganze Leben hindurch bewiesenen Gutmütigkeit nimmt er aus Mainz einen harfenspielenden Knaben, der ihm gefällt, nach Frankfurt mit, um ihm dort Wohnung zu geben und ihn zu befördern. Die Mutter aber, welche voraussieht, was ihr Gatte dazu sagen wird, wenn der Knabe in seinem Hause schläft und am Tage auf der Messe herumzieht, Geld durch sein Spiel zu verdienen, verschafft ihm Kost und Unterkunft in der Nachbarschaft. »Die wackere Frau mit dem ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, dass sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nötig haben werde.« Diese ihre vermittelnde Thätigkeit kommt aber nicht nur ihrem Sohne zugute und entspringt nicht etwa dem Bestreben, diesem gegen den Vater beizustehen, sondern ist auf ihr mildes, menschenfreundliches Wesen überhaupt zurückzuführen. War es ihr doch eine Freude, die Menschen um sich herum vergnügt und heiter zu sehen. So nahm Goethes Freund, Wagner, welcher die Flugschrift: »Prometheus Deukalion und seine Recensenten« verfasst und veröffentlicht hatte, wodurch Goethes Zorn gereizt worden war, da er darin die Gespräche bei seiner ersten Zusammenkunft mit Karl August verwendet sah, die Fürsprache von dessen Mutter in Anspruch, um den Unwillen des Freundes zu beschwichtigen. Noch bezeichnender für ihr Wesen ist, dass sie in W. und D. Fräulein von Klettenberg gegenübergestellt wird. G. nannte diese ‚Rat', seine Mutter ‚That', denn da Frl. v. Kl. eigentlich ausserhalb der irdischen Dinge, in deren Bann die anderen Menschen befangen lebten, oder über denselben stand, so vermochte sie dieselben besser zu übersehen und zu durchdringen, wodurch sie öfters sich instand gesetzt sah, ihren Freunden aufklärende Winke zu geben und ihnen in zweifelhaften Lagen den richtigen Weg anzudeuten. War so mit ihrer Hülfe die Entscheidung erfolgt, so gewährte die Mutter die kräftigste und bereitwilligste Hilfe. Denn auch in schwierigen Fällen bewahrte dieselbe ihre heitere Stimmung und wusste immer Mittel zu beschaffen, um das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen. G. erfreute sich des Beistandes beider, als er den Weimarschen Herrschaften das Versprechen gegeben hatte, mit ihnen in Mainz einige Tage zuzubringen, wider den Willen aber seines Vaters, der die sonderbarsten Gründe vorbrachte, seinen Sohn von der Verbindung mit dem Hofe abzuhalten, seiner Zusage nachzukommen nicht wagte. Da wurde denn zuerst Frl. v. Kl., die gerade krank war, um ihre Ansicht von der Mutter befragt, und als sie nichts wider die Reise einzuwenden hatte, suchte die Mutter die Einwilligung des Vaters zu erlangen, der denn auch, obgleich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ungläubig und ungern, nachgab (22, 189). Endlich hatte die Mutter reiche Gelegenheit, ihr Talent im Vermitteln und Ausgleichen zu üben, als — und dieser Punkt erinnert am meisten an das Gedicht — Wolfgang sich von Anna Münch, die seinen Eltern eine recht angenehme Schwiegertochter gewesen wäre, zurückzog und sich mit Elisabeth Schönemann verlobte, ohne doch trotz seiner leidenschaftlichen Liebe zum Ziele zu kommen, wodurch er ganz von seiner juristischen Praxis abgezogen wurde. »Alle diese inneren und äusseren Ereignisse«, heisst es in W. und D. (23,95), »insofern sie meinen Vater hätten unangenehm berühren können, welche jene erste, ihm anmutig zusagende Schwiegertochter immer weniger hoffen konnte, in sein Haus eingeführt zu sehen, wusste meine Mutter auf das Klügste und Thätigste abzuwenden«. Man wird es nicht anders erwarten, als dass eine solche Frau auf die Kinder mehr durch Liebe, als durch Strenge zu wirken bemüht war, dass sie deren Herzen durch Freundlichkeit zu gewinnen vorzog, als dass sie dieselben eingeschüchtert hätte. Während der Vater den Kindern, welche allein schlafen sollten und ausser stande, dies zu thun, sich aus den Betten machten und zu den Dienstboten zu entkommen suchten, verkleidet in den Weg trat und sie so in die Betten zurückschreckte, wusste die Mutter sie durch in Aussicht gestellte Belohnungen zu bewegen, diese Furcht zu überwinden (20, 10). Dabei aber ist diese ihre Thätigkeit schwerlich soweit gegangen, dass der schuldige Respekt gegen das Haupt der Familie von ihr ausser acht gelassen wäre, im Gegenteil — Frau Rat scheint es mit ihren Pflichten und denen der Kinder gegen den Vater ernst genug genommen zu haben, wie unter anderen aus ihrer strengen Beurteilung von Cornelias Betragen, die allen Befehlen und Wünschen ihres Vaters gewissenhaft, aber in unfreundlicher Weise nachkam, hervorgeht (21, 115).

Wie genau entsprechen diese Züge im Wesen der Frau Rat dem Charakter der Wirtin, wenn auch das Gedicht für die Entwicklung ihrer Persönlichkeit wenig Raum bietet. Wie im Götheschen Hause die Kinder sich viel mehr zu der ihnen auch den Jahren nach viel näher stehenden Mutter hingezogen fühlen, so steht auch Hermanns Herzen die Mutter viel näher, als der Vater. Auf die Erziehungsmittel, welche die Eltern dem Sohne gegenüber angewendet haben, können wir nur aus der Art, wie sie dem Erwachsenen gegenüber auftreten, einen Rückschluss machen. Der Vater ruft dem ihm Widerstrebenden, trotzdem dass dieser, ohne weitere Einwendungen zu versuchen, lieber still das Zimmer zu verlassen sich anschickt, nach: »So gehe nur hin, ich kenne den Trotzkopf. Geh und führe fortan die Wirtschaft, dass ich nicht schelte« (2, 261). Zum Ueberfluss bestätigt es die Mutter, dass ähnliche Scenen sich öfters, ja ganz gewöhnlich abgespielt haben, denn sie wirft ihrem Manne vor, dass er »täglich mit Schelten und Tadeln dem Armen den Mut in der Brust hemme« (3,55). Dass der Wirt wie der Rat durch die Furcht auf seinen Sohn zu wirken versucht hat, davon lesen wir zwar nichts im Gedicht, doch ist es an sich nicht unwahrscheinlich. Der Dichter hat aber diesen Zug bei der Gestalt des Apothekers verwendet, dem als Knabe sein Vater durch das Schreckbild des Todes alle Ungeduld für immer benommen hat*) (9, 15 ff). Die Wirtin aber, die,

*) Ueberhaupt zeigt, wie mir scheint, der Apotheker in seinem Wesen eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Charakter des alten Goethe. Beide haben etwas Pedantisches, öfters Kleinliches, selbst Egoistisches, das bei dem Rat in seinem Betragen gegen Frau und Kinder, bei dem Apotheker besonders in seinem Urteile über die Ehe und die mit derselben verbundenen Verpflichtungen und Unbequemlichkeiten hervortritt. Beide sind genaue Haushalter, die vor unnötigen Ausgaben sich hüten. Belege für den sparsamen Sinn des Rates

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zwar ihrem Temperament nach dem Manne nahe steht, aber doch auch die Eigenart Hermanns anerkennt und von ihm nichts verlangt, was er nicht leisten kann, ist mit Erfolg bemüht, die Gegensätze zwischen Sohn und Vater auszugleichen. Sie hat Hermann schon in Schutz genommen, wenn seine Leistungen in der Schule so wenig befriedigten und ihren darüber erzürnten Mann beruhigt. Sie tritt für ihn im Verlaufe der ganzen Handlung des Gedichtes ein, ohne aber dabei auch nur im geringsten das richtige Mass zu überschreiten oder den Sohn in ein schiefes Verhältnis zum Vater zu bringen. Wie sie vor dem Vater das Recht des Sohnes beredt vertreten hat, so bestimmt sie auf der anderen Seite unter dem Birnbaum den Sohn, der ihr sein Herz geöffnet, oder dessen geheime Gedanken sie vielmehr schon vorher erraten hat, dazu, dem Vater, »der ein gutes Wort verlangt und es verlangen kann«, dasselbe zu gönnen (4, 237). So schwierig die Lage erscheint, und so bedenklich das Unternehmen aussieht, den Vater um seine Einwilligung zur Heirat mit der Fremden anzugehen, da er kurz vorher in den entschiedensten Ausdrücken erklärt hat, nur zu einem Ehebunde mit einem reichen, feingebildeten Mädchen seine Zustimmung geben zu wollen, lässt die Mutter den Mut keineswegs sinken. Doch sie begnügt sich nicht etwa damit, anderen zu raten, sie aufzurichten, durch Trost sie zu ermutigen, nein, es entspricht noch mehr ihrer Neigung, gleich mit selbst Hand ans Werk zu legen, sie ist somit ‚Rat' und ‚That' in einer und derselben Person. Sie ist sofort bereit, den günstigen Augenblick zu benutzen, welcher ihr die Hülfe des Hausfreundes und besonders des Geistlichen sichert. So geschickt sie nun auch den Entschluss Hermanns, um die Vertriebene zu freien, mit den Wünschen des Vaters in Einklang zu setzen sich bemüht, so bedarf es doch noch der ernsten und gewichtigen Worte des Pfarrers, das Widerstreben des Vaters zu beseitigen. Der Hausfreund, der allzu schroffe Gegensätze auszugleichen versteht, fehlt auch in W. und D. nicht. Nur erscheint derselbe nicht als Vermittler zwischen dem Vater einer- und den Kindern andrerseits, sondern zwischen dem Rat und dem Grafen Thorane. Es ist der »behagliche Dolmetscher« (über seine Persönlichkeit vergl. v. Loeper 20, p. 301), der durch sein Geschick am Abend des Schlachttages von Bergen das drohende Verderben vom Haupte des Rates abwandte.

Auf diese Weise hatte, wie zwischen der Frau Rat und ihrem Sohne, so auch zwischen der Wirtin und Hermann sich eine besondere Vertrautheit entwickelt. Für die innige Teilnahme, mit welcher die erstere die Entwickelung und das Geschick ihres Sohnes, auch längst, nachdem er sich vom elterlichen Hause und der Vaterstadt losgemacht hatte,

---

sind an anderer Stelle gegeben, bei dem Apotheker genügt es an den verbräunten Engel Michael, dessen Vergoldung der hohen Kosten halber nicht erneuert wird, zu erinnern oder daran, dass er auf dem Wege zu den Vertriebenen kein Geld bei sich hat und sich somit gegenüber der Freigebigkeit des Geistlichen genötigt sieht, wenigstens etwas von seinem Tabak dem Richter einzuhändigen. Dazu stimmt, dass beide am Alten hängen, die neuen Moden nicht anerkennen, für das Schnitzwerk und die Vergoldung am Hausgerät gegenüber dem veränderten Geschmack, der glatte Flächen und weissen Anstrich verlangt, eintreten. Beiden ist eine gewisse Engherzigkeit in der Beurteilung ihrer Mitmenschen eigen, womit sich eine ängstliche Vorsicht verbindet. Wie beschränkt ist die Ansicht des alten Goethe über das Leben am Hofe; fürchtet er doch sogar, dass, wenn sein Sohn der Einladung nach Mainz Folge leistet, man dort an ihm für die Beleidigung, die er Wieland angethan, Rache nehmen wird. So erklärt sich der Apotheker, dass alle Städter zu dem Zuge der Vertriebenen geeilt sind, aus der den Menschen innewohnenden Neugier, so will er sein Leben nicht der Fahrkunst des Pfarrers anvertrauen und legt trotz der Versicherungen desselben, sich auf Pferde wohl zu verstehen, seine ängstliche Scheu nicht ab. Endlich finden wir im Apotheker auch die lehrhafte Seite des Rates wieder.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verfolgte, bedarf es hier keiner Belege. Und wie nahe steht die Wirtin ihrem Sohne! Es beunruhigt sie, ihn nach dem Zwist suchen zu müssen; das war sie nicht gewohnt, weil Hermann ihr jede Entfernung meldete, um keine Besorgnis in ihr zu erregen. Wie versteht sie es dann unter dem Birnbaume in seinem Herzen zu lesen und ihn zu vertrauender Hingebung zu bewegen. Hermann andrerseits weiss die Grösse seines Schmerzes über den bevorstehenden Verlust der Geliebten nicht besser zu bezeichnen, als dass er klagt, selbst die Liebe der Mutter könne dann nicht ihn, den Armen, trösten (4, 218). Dass bei dieser Stellung der Söhne zu den Müttern von diesen auf jene manche Eigentümlichkeiten übergegangen sind, lässt sich von vornherein voraussetzen. Doch kann in diesem Punkte zwischen dem Gedichte und dem Leben des Dichters keine Parallele gezogen werden, da Goethe der Gestalt Hermanns nichts von sich gegeben hat. Denn wenn sich auf den Dichter von seiner Mutter »die Frohnatur und die Lust zum Fabulieren« vererbt hat (zur Erläuterung dienen die bekannten Worte der Frau Rat selbst: »die Gabe, die ihr Gott gegeben, sei eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in ihr Wissen einschlagen, Grosses und Kleines, Wahrheit und Märchen. Sowie ich in einen Cirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle«), so kann man zwar diese beiden Eigenschaften der Wirtin keineswegs absprechen, so dass sich auch hier ihr Charakter mit dem der Frau Rat berührt. Denn zu der Heiterkeit des Gemüts stimmt ihre Zuversicht, auch schlimmere Verwickelungen lösen zu können, ihr thatkräftiges Eingreifen in die Lage ihrer Umgebung, die Art, wie sie über Hermanns künftige Ehe urteilt, ihr Gottvertrauen u. a. m. Selbst die Lust zu fabulieren hat man wenigstens keinen Grund ihr abzusprechen. Es ist ja ihre Weise, den anderen behend in die Rede zu fallen, wie sie in das Gespräch über die Frage, ob es ratsam sei, in gefahrvoller Zeit die Heirat zu schliessen, eine ausführliche Erzählung ihrer eigenen Verlobung einflicht; trotz ihrer Abneigung, sich durch den Anblick des Jammers rühren zu lassen, und trotz ihrer Aeusserung, sie habe genug am Erzählten, nötigt sie doch voller Ungeduld den Apotheker zu einem weitläufigen Bericht über das, was er und der Geistliche gesehen. In diesen Punkten konnte Hermann, entsprechend der Anlage des Gedichtes und seiner Stellung dem Vater gegenüber nicht der Sohn seiner Mutter sein. Er ist schüchtern, zurückhaltend, der Geselligkeit abhold; erst die Liebe löst ihm das Band der Zunge, »die nicht zu schwatzen gewohnt ist« (8, 31), erst die Liebe macht ihn selbstbewusst, sicher in seinem Auftreten und zuletzt auch beredt.

Damit ist jede Möglichkeit ausgeschlossen, die Charaktere Hermanns und des jungen Goethe mit einander zu vergleichen. Es sind beide, wenn auch tüchtige und edle, doch grundverschiedene Naturen. Und gleichwohl sind die Ereignisse, deren Träger Hermann ist, ohne Zweifel von den Erlebnissen des Dichters beeinflusst. Es dreht sich nämlich die Handlung des Gedichtes um den Entschluss Hermanns, das aus der Heimat vertriebene Mädchen als Braut in das elterliche Haus zu führen, und es ist der Wunsch der Eltern, dass ihr Sohn zu einer Heirat schreitet. Die Gründe, welche sie bestimmen, Hermanns Verlobung zu betreiben, sind verschiedene. Beide Eltern wünschen dabei allerdings, wie natürlich, das Beste ihres Sohnes von ganzem Herzen, denn einmal erwarten sie von der Heirat eine vorteilhafte Aenderung in dem Wesen des auf sich selbst zurückgezogenen Sohnes, dann aber glauben sie wohl auch, dass ihm die Arbeit leichter und angenehmer erscheinen wird, wenn er sich nicht nur für die Eltern, sondern auch für Weib und Kind bemüht. Dass sie in der zukünftigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schwiegertochter einen Ersatz für die einzige, in jungen Jahren gestorbene Tochter sehen, sprechen sie zwar nicht ausdrücklich aus, es ist aber diese Hoffnung so selbstverständlich, dass Hermann von ihr Dorotheen gegenüber reden kann. Der Vater hat aber beim Drängen auf die eheliche Verbindung noch ein besonderes Interesse im Auge. Da er nämlich, wie oben gezeigt ist, den Sohn über den eigenen Stand hinausheben wollte, so war natürlich sein Streben darauf gerichtet, ihn zu einer reichen Partie zu veranlassen (9, 81). Zugleich aber hofft er das Ansehen des eigenen Hauswesens durch eine reiche und gebildete Schwiegertochter zu erhöhen, welche das in die Familie bringt, was ihr bisher gefehlt hat, nämlich dass sie ein Mittelpunkt wird, um welchen »die schönsten, besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln (2, 270). Wie nun der Wirt und die Wirtin ihrem Sohn »zureden, ja ihn treiben, ein Mädchen zu wählen« (4, 202), so haben auch die Eltern des Dichters auf diesen nach seiner Rückkehr aus Wetzlar zu wirken versucht. Ohne Frage stand auch bei diesen Bemühungen das Wohl des Sohnes im Vordergrund der Erwägungen, nur dass diese gemäss dem grundverschiedenen Naturell der Söhne denen der Eltern Hermanns gerade entgegengesetzt waren. Denn wenn bei diesem zu befürchten war, dass er auf die vier Pfähle des Hauses beschränkt, einseitig und philiströs werden könnte, so besorgte Frau Rat, dass »die vielen jungen Leute, mit denen Wolfgang damals verkehrte, sämtlich ohne Vermögen, nicht allein zum Wissen und Dichten, sondern auch zum lustigen Leben versammelt, sich untereinander und zuletzt am sichersten ihren Sohn selbst, dessen leichtsinnige Freigebigkeit und Verbürgungslust sie kannte, zur Last und zum Schaden gereichen würden (22, 203). Die Eltern gedachten also durch eine Heirat ihn auf das Leichteste von dem zerfahrenen, geselligen Treiben, »dem unbestimmten Rumoren« (22, 203), welchem er sich damals mit Hintansetzung seiner Berufsgeschäfte rückhaltslos hingab, zu befreien und ihn an ein häusliches Leben und stetige Thätigkeit zu gewöhnen. Doch spielten die eigenen Interessen der Eltern dabei auch eine nicht unbedeutende Rolle, denn »die Mutter musste die zahlreich zuströmenden Gäste reichlich bewirten, ohne sich für die litterarische Einquartierung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat, ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen. Dass eine Heirat Wolfgangs mit einer Frankfurterin dem Plane des Vaters, seinen Sohn für immer an die Heimat zu fesseln, wirksamen Vorschub leisten musste, ist an sich klar. Selbst auch der begründende Hinweis auf die zu ersetzende Tochter findet sich hier wieder: Wolfgang hat manchmal zu vernehmen, der Familienkreis sei nach Verheiratung Korneliens zu eng, ihm selbst gehe eine Schwester, der Mutter eine Gehilfin, dem Vater ein Lehrling ab. In auffallender Weise stimmt die Einzelheit, dass beide, der Wirt und der Rat, als Kenner weiblicher Schönheit der Wahl der Söhne ihren Beifall schenken. Wolfgang war in dem »wunderlichen Mariage-Spiel« wiederholt mit Anna Münch durch das Los verbunden worden. Der Vater lernte sie auf einem Spaziergange kennen und äusserte sich dann in dem Sinne über sie, dass sie ihm wohlgefallen habe, indem sie die Haupteigenschaften, die er als Kenner von einem Frauenzimmer fordre, sämtlich besitze (22, 204). Nicht anders begrüsst der Wirt die eintretende Dorothea:

Ja das gefällt mir mein Kind! Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat
Auch wie der Vater Geschmack, der seiner Zeit es gewiesen,
Immer die Schönste zum Tanze geführt und endlich die Schönste
In sein Haus als Frau sich geholt: das Mütterchen war es (9, 77).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn ferner bei Goethes das ganze Haus auf eine Schwiegertochter eingerichtet war (23, 39), weil es bei der Anlage der Treppe zu Unzuträglichkeiten geführt hätte, Mietsleute aufzunehmen, so scheint der Wirt wenigstens gleich beim Anblick der neuen Kutsche, in der Hermann zu dem Zuge der Vertriebenen hinausfährt, an die zukünftige Schwiegertochter zu denken: »Bequemlich Sässen viere darin und auf dem Bocke der Kutscher« (1, 13). Mit gleichem Verlangen also wünschen die Eltern beider Jünglinge die Heirat derselben, denn nur mit dieser scheint der gestörte Friede in den beiden Häusern wiederhergestellt werden zu können. Der Wirt möchte gern die Beendigung des verwüstenden Krieges und die Feier des Friedensfestes durch Hermanns Hochzeit verschönt sehen. Mit dem Eintritt Dorotheas in das Haus wird auch wirklich jede Spannung zwischen Vater und Sohn völlig beseitigt, alle Missverständnisse werden gelöst, und sehr schön wird in der Schlussrede Hermanns der gesicherte Friede des Hauses mit dem Glücke und dem Frieden des Vaterlandes, die durch das Wohlergehen der Familien bedingt sind, verbunden, wie sich überhaupt durch das ganze Gedicht die Verherrlichung ruhiger Friedensarbeit hindurchzieht (30, 90). Goethes Verbindung mit Anna Münch ist ja nicht zustande gekommen, aber seine Eltern glaubten wenigstens eine Zeit lang an die Erfüllung ihres Wunsches, trafen Vorbereitungen für die Gründung »einer zu erneuernden Häuslichkeit, und da Wolfgang sich dabei ganz leidend verhielt, so verbreitete sich durch den Gedanken an einen Zustand, der fürs Leben dauern sollte, ein solcher Friede über unser Haus und dessen Bewohner, dergleichen es lange nicht genossen hatte« (22, 204). Die Sehnsucht nach friedlichen Zeiten und politischer Ruhe, die im Gedichte so oft hervortritt, hat ihren Grund in des Dichters Teilnahme an dem Feldzuge in der Champagne und an der Belagerung von Mainz. Doch fehlt auch in W. und D. nicht die Schilderung des Verlangens nach Frieden, das gegen Ende des siebenjährigen Krieges alles erfüllte, wie ja auch der Rat dieser seiner Stimmung durch die mit Juwelen reich verzierte goldne Dose, welche er seiner Frau zur Feier des Friedensschlusses schenkte, Ausdruck verlieh.

So unähnlich nun die Absichten waren, von denen die Väter geleitet sind, als sie auf die Verheiratung ihrer Söhne dringen, und so weit auch die Charaktere Wolfgangs und Hermanns von einander abstehen, so scheint mir dennoch das Verhältnis des Letzteren zu dem Kaufmannshause einigermassen durch des Dichters eigene Erlebnisse beeinflusst. Der Wirt wünscht für seinen Sohn eine wohlhabende Frau und für sich eine feingebildete Schwiegertochter, die ihm selbst gefällig zu schmeicheln und mit äusseren Zeichen der Liebe entgegenzukommen versteht. Besonderen Wert legt er darauf, dass dieselbe musikalisch ist und Klavier spielen kann. Alles das glaubt er in den Töchtern des Kaufmanns zu finden und redet deshalb dem Sohne auf das Nachdrücklichste zu, eine von diesen zu wählen. Hermann wird aber durch das eitle und lieblose Benehmen der Mädchen abgestossen, die allzuviel auf den äusseren Schein geben und auf Hermann wegen seiner altmodischen Frisur und Tracht und wegen seiner Unkenntnis der musikalischen Erscheinungen, welche das Tagesgespräch bilden, herabblicken. Wie zuwider ihm der Verkehr im Hause unter den geputzten »Handelsbübchen« gewesen ist, liest sich deutlich aus seiner Erzählung heraus. Alle diese Züge scheinen aus Goethes leidenschaftlichem Verhältnisse zu Elisabeth Schönemann zu stammen, nur dass sie im Gedicht entsprechend den verschiedenartigen Charakteren auf andere Weise verwendet sind. Nicht der Rat Goethe ist es, welcher den Sohn antreibt, mit der Familie des reichen Banquiers in Beziehung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu treten, im Gegenteil: »diese Staatsdame«, wie er sie im Vertrauen gegen seine Gattin zu nennen pflegte, »wollte ihn keineswegs anmuten« (23, 95). Wolfgang vielmehr wird durch leidenschaftliche Liebe zu dem schönen, auch durch glänzende Vorzüge des Geistes ausgezeichneten Mädchen hingezogen. Ihr Gesang und Klavierspiel konnten ihn natürlich nicht vom Verkehr im vornehmen Hause abschrecken, hatte doch sofort »die erste Bekanntschaft ihn auch zugleich mit ihrem Talente bekannt gemacht« (23, 15), und wenn Hermann wegen des ihm angehängten Spitznamens nur mit Verdruss sich Minchen am Klavier singend vorstellen kann, so bedurfte Goethe seiner ganzen Energie, als er das Verhältnis schon für immer abgebrochen hatte und vor der Abreise vor Lilis Fenster im Dunkel der Nacht stehend sie das Lied zum Klavier singen hörte, das er selbst ihr gewidmet hatte, »die liebe Nähe zu verlassen«. Aber trotz der leidenschaftlichen Zuneigung bei Wolfgang und der kühlen Zurückhaltung bei Hermann ist die Lage beider Jünglinge nicht unähnlich. Dieser wusste sich in die Formen der Gesellschaft, wie sie im Hause des Kaufmanns zusammenkam, nicht zu schicken, jener gefiel sich in einer ungebundenen, die Gebote der Höflichkeit öfters ausser acht setzenden Lebensart, so dass auch er mit Spitznamen, wie Hermann, bedacht und »als Bär wegen oftmaligen, unfreundlichen Abweisens, dann wieder als Hurone Voltaires, Cumberlands Westindier, als Naturkind bei so vielen Talenten angekündigt wurde« (23, 14). Ebenso unbehaglich wie H. fand sich W., jenem waren die gezierten Handlungsbeflissenen und die musizierenden Töchter nicht mehr zuwider, als W. die unerträglichen Gesichter, die er sich gegenüber am Spieltisch sehen musste, um in Lilis Nähe sein zu können, oder die Handelsfreunde, welche zur Messe erschienen, von denen die alten Herren bei der Geliebten manche ihm unausstehliche Freiheit sich herausnahmen. Noch als er W. und D. niederschrieb, wurde ihm die Erinnerung hieran zur Qual (23, 94), die man aus Hermanns Erzählung ebenfalls heraushört. Selbst von der Gefallsucht und Koketterie, die Hermann an den früheren Gespielinnen tadelt, ist Lili nicht völlig freizusprechen (23, 23). Hermann erfährt Spott, weil sein Rock nach Stoff, Schnitt und Farbe nicht modern und seine Haare nicht recht gestuzt und gekräuselt sind. Derlei Vorwürfe konnten nun freilich Goethen als Bräutigam Lilis nicht gemacht werden. Doch hatte er sie früher als Student in Leipzig leiden müssen, als er dort in einer Garderobe, welche der Bediente des Vaters zusammengeschneidert hatte »wie aus einer fremden Welt hergeschneit« auftrat (22, 35). Später in Strassburg hatte er sich manche Unbequemlichkeit gefallen lassen, um zu einer modernen Frisur zu gelangen (22, 143). Aber trotzdem musste er, um der Gesellschaft im Schönemannschen Hause zu genügen, Opfer bringen, musste, »wenn er in diesem Zirkel erscheinen wollte, um gegen die Tages- und Modemenschen nicht abzustechen, seine Kleidung von Zeit zu Zeit verändern, ja wieder verändern« (23, 39). Die anderen Gründe, die G. das Verhältnis verleidet haben, gehören nicht hierher.

So hätten wir denn die erste der beiden Kollisionen, auf denen die Handlung in H. und D. beruht, nämlich die zwischen Vater und Sohn bestehende Spannung, auf des Dichters eigene Erlebnisse zurückgeführt. — Fassen wir nunmehr die zweite ins Auge. Da der Vater Hermann die bedingte Erlaubnis erteilt, die Vertriebene heimzuführen, und da die Hausfreunde die beste Auskunft über dieselbe erhalten, so würde das Gedicht schnell seinem Ende zueilen, ohne dass Gelegenheit da wäre, den Charakter Dorotheens zu entfalten und uns ihrer wahren,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

innigen Liebe zu H. zu versichern, wenn nicht der Dichter ein retardierendes Motiv und zwar streng genommen dasselbe zwei Mal zur Anwendung gebracht hätte (Cholevius, p. 211). Der Jüngling, von aufrichtiger Liebe erfüllt, fürchtet, dass das Herz Dorotheens nicht mehr frei ist, da es ihm undenkbar erscheint, dass ein so treffliches Mädchen nicht schon viel umworben ist, und durch den Ring an ihrem Finger noch mehr eingeschüchtert, wagt er nicht, ihr seine Liebe zu gestehen, sondern dingt sie als Magd für die Eltern. Diese Täuschung wird nachher im Hause fortgesetzt, allerdings wider Willen Hermanns. Indem nämlich der Geistliche die Empfindlichkeit tadelt, welche die gedungene Magd den spöttischen Worten des Vaters gegenüber zeigt, regt er ihr ohnehin schon bewegtes Gemüt so gewaltig auf, dass sich demselben das Geständnis der bis dahin verschwiegenen Liebe entringt. Dieses Mittel, durch Täuschung über die äusseren Verhältnisse die wahren Stimmungen und Gefühle eines Menschen an den Tag zu ziehen, hat Goethe aus seinen Lebenserinnerungen entnommen. In W. und D. werden mehrere Fälle erwähnt, dass er sich bei Leuten, deren Bekanntschaft er erst machte, sich unter fremdem Namen, in fremder Gestalt einführte, ja selbst Verkleidungen zu Hilfe nahm, nur zu dem Zwecke, um mit seiner Persönlichkeit ausschliesslich auf die neue Umgebung zu wirken und alle etwaigen Vorurteile zu beseitigen, die sich an seinen Namen und seine Vergangenheit knüpfen mochten. Da er also bei den Verstellungen stets den Zweck im Auge hatte, seine Person von jeder Aeusserlichkeit, die bestechen konnte, loszulösen, so musste er anspruchsloser und geringer auftreten, als es seiner Stellung eigentlich zukam. Ich möchte diese Verkleidungen eben der Absicht halber, die ihnen zu grunde lag, nicht mit den »Schalks- und Halbschelmenstreichen, den Possen oder Suiten« auf völlig gleiche Stufe stellen, wie es v. Löper (21, 301) thut. An sich wäre ja nichts dagegen einzuwenden, besonders wenn man an folgende Stelle des 5. Buches von W. und D. denkt: »Mystifikationen sind und bleiben eine Unterhaltung für müssige, mehr oder weniger geistreiche Menschen. Eine lässliche Bosheit, eine selbstgefällige Schadenfreude sind ein Genuss für diejenigen, die sich weder mit sich selbst beschäftigen, noch nach aussen heilsam wirken können. Kein Alter ist ganz frei von einem solchen Kitzel. Wir hatten uns in unsern Knabenjahren oft angeführt; viele Spiele beruhen auf solchen Mystifikationen und Attrapen etc.« Goethe giebt aber zu den Verkleidungen ausdrücklich ein Motiv an, durch welches dieselben mir von den Suiten sich zu unterscheiden scheinen: »Es ist eine verzeihliche Grille bedeutender Menschen, gelegentlich einmal äussere Vorzüge ins Verborgene zu stellen, um den eigenen, inneren menschlichen Gehalt desto reiner wirken zu lassen, deswegen hat das Incognito der Fürsten und die daraus entspringenden Abenteuer immer etwas höchst Angenehmes; — dass aber ein junger Mensch ohne Bedeutung und Namen sich einfallen lässt, aus dem Incognito einiges Vergnügen zu ziehen, möchte mancher für einen unverzeihlichen Hochmut auslegen. Wenn Goethe hier auch sich als jungen Menschen den Männern von Bedeutung gegenüberstellt, so scheint er doch den Grund, den er für die Handlungsweise dieser aufstellt, ebenfalls für die Seinige zu beanspruchen, und dies widerspricht offenbar dem Motiv, das er für die Schalksstreiche anführt: »Um die unendliche Langeweile des täglichen Lebens zu erheitern, übte ich unzählige solcher Streiche teils ganz vergeblich, teils zu Zwecken meiner Freunde, denen ich gern gefällig war. Für mich selbst wüsste ich nicht, dass ich ein einzig Mal hierbei absichtlich gehandelt hätte« (21, 69). So führt sich denn der elegante angehende Dr. iuris als armer Kandidat der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Theologie in Sessenheim ein und erhält durch diese wie noch durch eine zweite darauf folgende Verkleidung hinreichende Gelegenheit, seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit an und für sich wirken zu lassen. Nicht anders dürfte die Maske zu beurteilen sein, unter der er gegen den Schluss des Aufenthaltes in Wetzlar die Reise nach Giessen macht, sowie die Art, wie er bei seinem Freund Jung Stilling als solcher eintritt, der dessen ärztliche Hilfe nötig hat. Eine solche Verkleidung nun, deren Goethe sich in anderen Dichtungen, wie Claudine und in Erwin und Elmire so glücklich bedient hat, würde zu dem Tone in H. und D. wenig passen. Die Sache aber bleibt dieselbe, denn gerade in der geringen Rolle des dienenden Mädchens zeigt Dorothea die herrlichen Eigenschaften, welche dem Leser die feste Ueberzeugung verschaffen, dass der wackere Jüngling durch seine Verlobte wahrhaft glücklich werden wird, und dass auch die Eltern in keiner Beziehung die Wahl des Sohnes zu bereuen haben werden.

Somit haben wir nachgewiesen, dass die Verhältnisse der Hauptpersonen in der Dichtung, welche zu der Verwicklung und zum Fortschreiten der Handlung führen, zum grossen Teile auf Erlebnissen beruhen, welche an des Dichters eigene Person sich knüpfen. Giebt man die Richtigkeit der gegebenen Darstellung zu, so wird es erlaubt sein, auch von Einzelheiten im Gedichte zu behaupten, dass sie der bewussten oder unbewussten Erinnerung Goethes ihre Entstehung verdanken. Doch wünsche ich auch hier die oben wiederholte Bemerkung berücksichtigt, welche Cholevius über derartige Beobachtungen gemacht hat. Es kommen besonders einige Parallelen in betracht, die sich zwischen Hermann und dem jungen Göthe selbst trotz der Unähnlichkeit beider Charaktere ziehen lassen. Beide bemühen sich als Knaben die Untugend der Ungeduld auf nachdrückliche Weise zu bekämpfen, wobei sie, man könnte fast sagen, bewunderungswerte Selbstverleugnung zeigen. Wolfgang übt sich in der Ausdauer bei den vielen Kinderkrankheiten, die er durchzumachen hat (20, 32). Länger verweilt der Biograph bei der Schilderung seiner Geduld, als er über die Neckereien und Misshandlungen berichtet, denen er von seiten seiner Altersgenossen ausgesetzt gewesen sei (20, 61). Die gleiche Tugend bewies Hermann, der auch vieles von der Tücke seiner Gespielen zu dulden hatte, obwohl er ihnen mit gutem Willen entgegenkam und oftmals ihre Würfe und Streiche ungerächt liess (4, 162). Um so heftiger aber brach das Ungewitter bei gegebenem Anlass los. Das »grimmige Wüten«, mit welchem H. über die Knaben herfällt, welche den Vater zu verspotten sich unterfangen haben, dass er »trifft und schlägt mit blindem Beginnen, ohne zu sehen, wohin, dass die Gegner mit blutigen Nasen heulen und sich kaum den Tritten und Schlägen entreissen können (4, 165), alle diese drastischen Züge erinnern uns lebhaft an die Art und Weise, mit der W. an seinen Peinigern eine ebenso unerwartete als gründliche Rache nimmt (20, 62). Die Gutmütigkeit, welche Hermanns ganzes Wesen durchzieht und im besonderen seine Stellung den Eltern gegenüber bestimmt, aber auch darin ihren Ausdruck findet, dass er die Töchter des Kaufmanns als Kinder beim Spiel gegen die Wildheit der Knaben beschützt hat (2, 200), ist im Charakter des Dichters einer der vielen liebenswürdigen Züge, der sich früh genug bemerklich gemacht hat. Als H. erkennt, dass der Vater nicht in eine Verbindung mit der Fremden willigen wird, sucht er in seiner Verzweiflung die Einsamkeit auf und lässt seinen Thränen unter dem grossen Birnbaum freien Lauf. So flüchtet auch W., als der Schmerz um Gretchens Verlust sich trotz des den Dünkel des Knaben verletzenden Bekenntnisses derselben immer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wieder erneute, in die Einsamkeit des Waldes, wo er sich unter den ältesten Eichen und Buchen einen ernsten Platz aussucht (21, 10). Mit den Gedanken, welche durch die trostlose Stimmung Hermann eingeflösst werden, als Soldat einzutreten, dem Vaterlande zu leben und zu sterben und anderen ein würdiges Beispiel zu geben, während er doch sofort der Mutter zugeben muss, dass er mit den glänzenden Worten nur habe die Gefühle verbergen wollen, die ihm das Herz zerreissen, vergleicht sich folgende Stelle in W. und D.: »Denn wie man wohl den Entschluss fasst, Soldat zu werden und in den Krieg zu gehen, sich auch mutig vorsetzt, Gefahr und Beschwerlichkeiten zu ertragen, sowie auch Wunden und Schmerzen, ja den Tod zu erdulden, aber sich dabei keineswegs die besonderen Fälle vorstellt, unter welchen diese im allgemeinen erwarteten Uebel uns äusserst unangenehm überraschen, so ergeht es einem jeden, der etc. (22, 120). Hermann sowohl wie Wolfgang bewohnen Giebelstuben im elterlichen Hause. Als der erstere durch den Anblick Dorotheens sich über seine Lage und das, was ihm dieselbe unleidlich macht, klar geworden ist, und ihm der Mutter gegenüber das Herz aufgeht, da sagt er, dass gerade die herrliche Aussicht über das blühende Besitztum des Vaters ihm seine Einsamkeit nahe bringt, dass er in seiner trüben Stimmung oft den Aufgang der Sonne und des Mondes abgewartet, und dass ihn oft die Sehnsucht nach dem, was er entbehrt, ergriffen habe (4, 189). Ebenso wird im jungen Wolfgang durch die schöne Aussicht von der Hinterseite des väterlichen Hauses aus über die Nachbargärten mit dem fröhlichen Treiben der Erwachsenen und Kinder und über die Stadtmauern hinweg nach der Ebene, die sich nach Höchst hinzieht, »frühzeitig ein Gefühl der Einsamkeit und der daraus entspringenden Sehnsucht erregt, das dem von der Natur in ihn gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend seinen Einfluss gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte« (20, 10).

Irgend ein Weib zu finden, von der Goethe Züge für die herrliche Gestalt Dorotheens hätte entnehmen können, ist nicht gelungen.*) Die Art des Verkehrs zwischen H. und D. am Brunnen, auf dem Wege zum Dorfe und dann zur Stadt bietet eine gewisse Aehnlichkeit mit der Art, wie Friederike mit Goethe am ersten Abend seiner Anwesenheit in Sessenheim umgeht. Man vergegenwärtige sich die betreffenden Verse des Gedichtes, die man sich in prosaischer Darstellung wiederzugeben scheut und halte sie neben folgende Sätze in W. und D: »Weyland bot der Aeltesten den Arm, ich der Jüngsten, und so zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande habend, als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte, nur bezogen sich ihre Aeusserungen mehr als bisher auf mich, indem sie sowohl ihren Zustand, als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorstellte, wiefern ich sie würde kennen lernen: denn sie hoffte, setzte sie hinzu, dass ich keine Ausnahme machen und sie wieder besuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sei. Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von der kleinen Welt machte, in der sie sich bewegte, und von den Menschen, welche sie besonders schätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich so liebenswürdigen Begriff von ihrem Zustande bei, der sehr wunderlich

*) Diese Behauptung muss ich auch nach Bielschowskys und Huthers Aufsätzen aufrecht halten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf mich wirkte« etc. Nachher äussert sich Goethe über Friederike zu Weiland in folgender Weise: »Fürwahr eine solche Heiterkeit von Natur aus ist mir unbegreiflich. Hätte sie geliebt und verloren und sich wieder gefasst, oder wäre sie Braut, in beiden Fällen wollte ich es gelten lassen« (21, 203 ff.). Trefflich passen die meisten dieser Züge zum Gedichte. Dorotheens ganzes Wesen ist wie das Friederikens von einer ruhigen Heiterkeit getragen, die aber freilich der Dichter im Einklang mit seiner eben erwähnten Ansicht auf dem Boden mit widrigen Schicksalen siegreich ausgefochtener Kämpfe hervorwachsen lässt. Ferner: wie Goethe sich begnügt, still den Erzählungen der Geliebten zu lauschen, so ist auch Hermann Dorotheens »stiller Begleiter« (7, 129). Beide Jünglinge geben sich völlig dem Vergnügen hin, den Worten der Geliebten lauschen zu dürfen. Die Fragen Dorotheens veranlassen dann aber Hermann dazu, das Wort zu ergreifen, und so giebt er ihr Auskunft über die Eltern mit Bezugnahme auf ihre eigene Stellung denselben gegenüber, gerade wie Friederike über ihre Umgebung Wolfgang von der Seite aufklärt, von welcher er sie kennen lernen würde. Wenn auch in der vom Monde erhellten Nacht dort wie hier das Gespräch den Eindrücken des nächtlichen Himmels sich zuwendet, so kann man doch auch von Dorotheen mit dem gleichen Rechte wie von Friederiken sagen, dass ihre Reden nichts Mondscheinhaftes hatten. Zwischen beiden Paaren wird nicht von der Liebe gesprochen, wenn man von der verfänglichen Frage Dorotheens (8, 50) absieht, die, wie öfters bemerkt, doch nicht recht zum Charakter des Mädchens zu stimmen scheint.

Es bleiben noch mehrere Einzelheiten im Gedichte übrig, durch welche man sich an die Darstellung in W. und D. erinnert fühlt, ohne deshalb geneigt zu sein, ein Verhältnis der Abhängigkeit anzunehmen. Jedoch mag hier nur ein Beispiel seinen Platz finden. Im ersten Gesange schelten der Wirt sowohl als der Apotheker auf die Neugierde, welche fast alle Bewohner des Städtchens veranlasst hat, den traurigen Zug der Vertriebenen anzuschauen, gerade wie alles zusammenläuft, wenn ein Haus vom Feuer ergriffen ist, oder wenn ein Verbrecher die Todesstrafe erleiden soll. So treibt die Neugierde Wolfgang dazu, sich den unangenehmen Eindrücken der Judengasse auszusetzen, und er ist Augenzeuge von »grässlichen Auftritten«, von Bränden und Exekutionen gewesen. Genauer schildert er die Verbrennung eines französischen Romanes (20, 140) und ein Feuer in der Judengasse (23, 12).

Zum Schluss trage ich noch die Stellen aus der »Campagne in Frankreich« nach, welche eine Vergleichung mit Versen aus H. und D. zulassen, die aber von Cholevius unerwähnt geblieben sind, und welche auch A. Chuquet in seiner ansprechenden Ausgabe der Schrift (Paris 1884) nicht bemerkt hat. »30. August. Es giebt dergleichen Pausen mitten in den Kriegszügen, wo man durch augenblickliche Mannszucht sich Kredit zu verschaffen sucht und eine Art von gesetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung beordert. Diese Momente sind köstlich für Bürger und Bauern, und für jeden, dem das dauernde Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menschlichkeit geraubt hat.« Diese Worte rufen uns das Bild des Richters vor die Seele, welcher den Streit bei der Rast der Vertriebenen im Dorfe schnell schlichtet, und den Eindruck, welchen das entschlossene Auftreten des Mannes auf den Geistlichen macht (5, 193 ff.). »3. September. So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immerhin, und dies mag es wohl sein, was den Krieg für das Gemüt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden, man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben.« So täuschen sich auch im Gedichte die Vertriebenen, selbst der besonnene Richter (6, 199) in der sicheren Erwartung, es werde ihnen bald vergönnt sein, in die Heimat zurückzukehren, während Dorothea solche schmeichelnde Hoffnungen von sich weist (7, 87). Als nach der Kanonade von Valmy das ganze Heer niedergeschlagen und mutlos war, suchte Goethe, wie er unter dem 27. September berichtet, die im Zelte des Herzogs von Weimar versammelten Offiziere dadurch aufzuheitern, dass er ähnliche Notlagen schilderte, aus denen die Betroffenen endlich doch gerettet wären, indem er sich erinnerte, »dass wir gewöhnlich in misslichen Lagen uns gern mit hohen Personen vergleichen, besonders mit solchen, denen es noch schlimmer ergangen«. Auf gleiche Weise sucht Hermann (5, 96) seinem Vater gegenüber das Los der aus der Heimat vertriebenen Dorothea durch einen Vergleich zu heben:

Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt und Könige leben verbannet.
Ach, so ist auch sie, von ihren Schwestern die beste
Aus dem Lande getrieben.

Die Worte, welche der Wirtin in den Mund gelegt werden, »denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn«, sollen wohl die übertreibenden Gerüchte bezeichnen, welche von dem Zuge der Vertriebenen verbreitet wurden; denn wenn auch die Wirklichkeit schlimm genug war, in so trauriger Lage befanden sich die Flüchtlinge keineswegs, da der Richter sich sonst nicht erst geweigert haben würde, die Gabe des Predigers anzunehmen. Goethe mochte zu dieser Uebertreibung durch seine Erinnerung an die Schrecken des Rückzuges aus der Champagne veranlasst werden, wie wir sie unter dem 12. Oktober finden: »Von Büschen schlecht bedeckte, geplünderte und ausgezogene Menschen konnte man oft genug bemerken, und endlich lagen auch die vor dem offnen Blick neben der Strasse.« Dass die überrheinischen Deutschen als Nachbarn der Franzosen sich eines anmutigen und zierlichen Auftretens befleissigten, wird im Gedichte öfters erwähnt, die würdige Haltung, welche der Richter und Dorothea im Unglück bewahren, findet Anerkennung bei allen denen, die mit ihnen in Berührung kommen. Dem Dichter ist während des Feldzuges die Feinheit im Benehmen der Franzosen gerade unter widerwärtigen Umständen wiederholt aufgefallen. Ich setze nur eine Stelle hierher: »13. Oktober. Bei allen solchen schon erlittenen und noch zu fürchtenden Unbilden zeigten sich diese Personen in bürgerlicher Würde, Freundlichkeit und gutem Benehmen zu unsrer Verwunderung, wovon uns in den französischen ernsten Dramen alter und neuer Zeit ein Abglanz herübergekommen ist. Von einem solchen Zustande können wir uns in eigner vaterländischer Wirklichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen« etc. Dass wir das ganze Gedicht hindurch gleichsam rheinische Luft atmen, dass das gefeierte Rheinland über die Landschaft und die Personen den ihm eigentümlichen Schimmer verbreitet hat, ist oben bemerkt. Nach den Greueln des Rückzuges waren Goethes Sinne für die Schönheit der Landschaft doppelt empfänglich, als er bei Trier das Moselthal erblickt. Unter dem 29. Oktober heisst es: »Nun überschaut man vom Fusse des Apolloberges Fluss, Brücke, Mühlen, Stadt und Gegend, da sich denn die noch nicht ganz entlaubten Weinberge sowohl zu unseren Füssen als auf den ersten Höhen des Martisberges gegen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über gar freundlich ausnahmen, anschaulich machten, in welcher gesegneten Gegend man sich befinde, und ein Gefühl von Wohlfahrt und Behagen erweckten, welches über den Weinländern in der Luft zu schweben scheint.« Je mehr sich dann Goethe dem Rheine näherte, um so mehr wirkte auf ihn der Gegensatz zwischen den wilden, kriegerischen Scenen und dem ruhigen Frieden, der noch über dem deutschen Boden ausgebreitet war, zwischen den ewig wechselnden Zuständen, die nach der Auflösung der alten Ordnung die Gemüter der Franzosen nicht aus der Aufregung herauskommen liessen, und der behaglichen Stille, die das Staats- und Familienleben der Deutschen erfüllte, ein Gegensatz, aus dem ja nach Goethes eigener Darstellung das Gedicht erwachsen ist. Von Coblenz will er über den Rhein hinüber nach Thal Ehrenbreitenstein, wird aber durch widrige Umstände aufgehalten. Diese vertrieben ihm jede Lust, das sonst so geliebte Thal zu besuchen, das doch nur das Gefühl schmerzlicher Entbehrung erregt und ihn fruchtlos zur Betrachtung früherer Jahre aufgeregt hätte, doch stand er lange hinüber schauend, friedlicher Zeiten mitten im verwirrenden Wechsel irdischer Ereignisse treulich eingedenk. Hieran schliesst sich gleich folgende Stelle: »Mir bangte vor jeder Fortsetzung des kriegerischen Zustandes, und das Fluchtgefühl ergriff mich abermals. Ich möchte dies ein umgekehrtes Heimweh nennen, eine Sehnsucht ins Weite, statt ins Enge. Ich stand, der herrliche Fluss lag vor mir, er gleitete so sanft und lieblich hinunter in ausgedehnter und breiter Landschaft; er floss zu Freunden, mit denen ich trotz manchen Wechseln und Wenden immer treu verbunden geblieben. Mich verlangte aus der fremden gewaltsamen Welt an Freundesbrust, und so mietete ich nach erhaltenem Urlaub eilig einen Kahn bis Düsseldorf.« Endlich heisst es von dem Aufenthalt in Münster bei der Fürstin Galizin: In einer solchen zarten Umgebung wär es nicht möglich gewesen, herb oder unfreundlich zu sein, im Gegenteil fühlt' ich mich milder, als seit langer Zeit, und es hätte mir wohl kein grösseres Glück begegnen können, als dass ich nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme, menschliche Sitte auf mich einwirken fühlte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über gar freundlich ausn
sich befinde, und ein G
Weinländern in der Luft
näherte, um so mehr w
Scenen und dem ruhigen
zwischen den ewig wech
die Gemüter der Franzos
haglichen Stille, die das
aus dem ja nach Goethe
will er über den Rhein
Umstände aufgehalten. I
besuchen, das doch nur
zur Betrachtung früherer
friedlicher Zeiten mitten
Hieran schliesst sich gleic
schen Zustandes, und da
gekehrtes Heimweh nenne
herrliche Fluss lag vor
und breiter Landschaft; e
und Wenden immer treu
samen Welt an Freundes
Kahn bis Düsseldorf.« Er
Galizin: In einer solcher
unfreundlich zu sein, im
hätte mir wohl kein grösser
Kriegs- und Fluchtwesen er

ner gesegneten Gegend man
rweckten, welches über den
h dann Goethe dem Rheine
n den wilden, kriegerischen
en Boden ausgebreitet war,
flösung der alten Ordnung
mmen liessen, und der be-
hen erfüllte, ein Gegensatz,
wachsen ist. Von Coblenz
, wird aber durch widrige
sonst so geliebte Thal zu
g erregt und ihn fruchtlos
r lange hinüber schauend,
ignisse treulich eingedenk.
er Fortsetzung des kriegeri-
Ich möchte dies ein um-
ins Enge. Ich stand, der
hinunter in ausgedehnter
trotz manchen Wechseln
e aus der fremden gewalt-
ltenem Urlaub eilig einen
n Münster bei der Fürstin
glich gewesen, herb oder
seit langer Zeit, und es
h nach dem schrecklichen
auf mich einwirken fühlte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf